

Lass die Hosen runter, Haemmerli!

Gerd Gazetto befragt Thomas Haemmerli über seinen Film „Sieben Mulden und eine Leiche“

*Ihr Film heisst „Sieben Mulden und eine Leiche“. Das klingt nach einem Krimi. Das ist er aber nicht?*

Nein, ist er nicht. Was den Film mit einem Krimi verbindet ist der Anspruch zu unterhalten. Wahrscheinlich spielt auch meine deformation professionelle mit. Ich bin Kommunikationsarbeiter und egal, ob ich Reklametexte schreibe, einen Artikelüberschrift ausdenke oder meinen Film betitle, ich suche etwas, das verkauft. Anfänglich hatte ich ja einen kleinen Film im Kopf, der „Bergstrasse“ geheissen hätte und zwei, drei Mal für Freunde gelaufen wäre. Dann hat mir meine Produzentin Mirjam von Arx Order gegeben, einen schmissigeren Titel zu finden.

*Ist der Filmtitel nicht allzu morbid. Immerhin geht es um Ihre Mutter?*

Das Thema ist morbid. Es geht ja um ihren Tod und um diese Wohnung, in der der Leichengeruch hängt. Und dann spiegelt der Titel wohl auch ein wenig meine ironisch gebrochene Haltung dem Leben und Katastrophen gegenüber.

*Wovon handelt Ihr Film?*

Ausgangspunkt ist die Zumutung, dass ich an meinem vierzigsten Geburtstag vom Tod meiner Mutter erfahre und mich dann mit ihrer vermüllten Wohnung konfrontiert sehe. Daraus ergeben sich zwei Handlungsstränge: Der Kampf gegen das Chaos, in dessen Verlauf die Wohnung leerer und sauberer wird. Und die Familiengeschichte, die sich zunehmend aus dem Material erschliesst, das wir finden, und die immer komplizierter wird.

*Wieso haben Sie diesen Film gemacht?*

Die Produzentin und Regisseurin Mirjam von Arx, mit der ich früher bei „10vor10“ gearbeitet hatte, wollte von mir Vorschläge für Filmprojekte. Ich stellte ihr vier Ideen vor, die sie interessant, aber nicht gut genug fand. Dann erzählte ich ihr die Geschichte vom Tod meiner Mutter und dass wir in der Messie-Wohnung gedreht hätten. Mirjam sah sich das Material an und wollte danach unbedingt diesen Film machen.

*Was hat Ihre Produzentin so überzeugt?*

Das Material. Erst einmal, dass es die Aufnahmen aus der Wohnung überhaupt gibt und dass man damit arbeiten konnte. Normalerweise stehen einem Protagonisten oder Angehörige im Wege, denen es peinlich wäre, würde die Öffentlichkeit hinter die Fassade einer vermeintlich heilen Welt sehen. Wir aber konnten die Kamera einfach laufen lassen. Ich habe fast immer eine Kamera auf Tasche, und als ich das erste Mal in die Wohnung ging, habe ich gleich gedreht. Dazu kommt, dass die Familie meiner Mutter bestens dokumentiert ist. Neben Unmengen von Briefen und Dokumenten, die bis ins siebzehnte Jahrhundert zurückgehen, gibt es ab 1880 sehr viele Fotos. Meine Oma hat in den Dreissigern und Vierzigern gefilmt, als meine Mutter noch ein Kind war. Meine Mutter hat dann in den sechziger und siebziger Jahren unsere Familie gefilmt, so dass ich Aufnahmen hatte, die sich über einen Zeitraum von siebzig Jahren erstrecken.

*Wieso soll sich ausgerechnet jemand für Sie und Ihre Mutter interessieren?*

Die Beziehung zwischen Eltern und Kindern, der Tod und die Frage, was man hinterlässt, das geht viele, wenn nicht gar alle etwas an. Und die Geschichte meiner Mutter erlaubte es mir, diese Themen zu personalisieren. Es gehört zu meinem Beruf, Geschichten zu erzählen. Und im Falle meiner Familie war ich mir sicher, dass das eine gute Geschichte abgäbe, die sich auch noch adäquat umsetzen liesse, weil alles recht gut dokumentiert ist. Das war von Anfang an ein Anspruch, den ich hatte: Wenn ich den Film machen würde, wäre er für ein Publikum gefertigt. Und keine Selbstfindung. Das musste ich nur schon, weil ich in meinem satirischen Pamphlet „Dokumentarfilm – eine Anleitung“ Regisseure verspottete, die den Tod ihrer Eltern zum Ausgangspunkt einfühlsamer Spür-Dich-Selber-Dokumentarfilme machen. Ich hatte eine schnell erzählte Geschichte vor Augen, die nie langweilen würden. Möglich wurde das durch den Schnitt von Daniel Cherbuin, der von Musik-Clips und von der Werbung herkommt und der einen eigenwilligen und hochkreativen Stil pflegt. Wir arbeiten seit vielen Jahren zusammen und teilen eine Vorliebe für sarkastischen Humor, was dem Film gut getan hat. Dann glaube ich auch, dass der Film zu interessieren vermag, weil ich unsere Familiengeschichte radikal offen gelegt habe.

*Hatten Sie damit keine Mühe?*

Als ich mich selber das erste Mal auf einem Bildschirm sah, wie ich in dieser Horrorwohnung herumwüte, war mir das sehr unangenehm. Aber auch da gilt, dass ich von Berufes wegen immer wieder Leute überreden musste, dass sie Auskunft geben und sich vor eine Kamera stellen. Da kann man selber nicht zimperlich sein. Und dann ging es Schritt für Schritt. Ich entdeckte etwas, und fand es zuerst ein wenig zu hart. Dann rief ich mich zur Ordnung, in dem ich mich fragte: Würde ich das, wenn ich die Leute nicht kennen würde, in einen Reportage schreiben oder in einem Film bringen?

*Und was war Ihre Antwort?*

Es war ein wenig paradox: Das, was für mich als Sohn eher schwer erträglich war, waren für mich als Geschichtenerzähler die Glücksfälle. Dazu kam, dass mich nach dem ersten Rohschnitt eine hochkarätige Runde von Fachleuten beraten hat. Die haben mich bestärkt, nicht auf halbem Weg stehen zu bleiben. Salopp auf den Punkt gebracht hat das der Regisseur Thomas Imbach, der sagte: Haemmerli, lass die Hosen richtig runter.

*Man spürt bei Ihnen eine grosse Distanz zu Ihrer Mutter. Woher kommt die?*

Als ich mit 13 aus dem Internat kam, war der Abnabelungsprozess durch. Mit 16 wurde ich Revoluzzer und wies alles Familiäre weit von mir. Mit 18 bin ich dann ganz ausgezogen und hatte fortan sehr wenig Kontakt zu meiner Mutter.

*Sie wirken aber auch kühl.*

Als Intellektueller bin ich gewohnt, Situationen mit Distanz zu betrachten und möglichst rational zu analysieren. Und obwohl ich militanter Atheist bin, werde ich diese zürcherisch protestantische Grundierung, der emotionaler Überschwang suspekt ist, wohl nie richtig wegstreifen. Kommt hinzu, dass Hollywood und das Fernsehen ständig starke Gefühle präsentieren, die in Talkshows und im realen Leben dann nachgeahmt werden. Das ergibt eine Art Rückkoppelungseffekt, der dazu führt, dass man immer stärker vermeint, Gefühle seien nur dann echt, wenn sie laut und expressiv dargestellt werden. Ich sage im Film einmal, dass der Tod der Eltern einen mitnimmt, dass ich abends nur saufen wollte und mich nachts mit der

Lektüre von Büchern ablenken musste. Mir scheint das schon überdeutlich, aber es entspricht natürlich nicht dem klischierten Gefühlskino-Baustein, dass ich unbedingt hätte zusammensacken und wie von Sinnen „Mama! Mama!“ schluchzen sollen.

*Man könnte sagen, Sie seien pietätlos.*

Kann man. Ich verfüge über einen gut funktionierenden, an Karl Kraus und Eckhard Henscheid geschulten Ridikülitätsdetektor. Ich sehe stets und überall auch das Lächerliche. Ich habe zu mir und zu meiner Umwelt ein eher ironisches Verhältnis. Hehres, Pathos und grosses Brimborium sind mir suspekt. Und ohne ein wenig Spott und Galgenhumor ist es mir generell nicht möglich, mich den Zumutungen des Lebens zu stellen.

*Es wird sicher Stimmen geben, die Ihnen vorwerfen, Sie würden Ihre Mutter verheizen.*

Ja, natürlich, das ist bei derlei Dokumentarfilmen so sicher wie das Amen in der Kirche. Der Vorwurf ist aber absurd. Wenn jemand meine Mutter verheizt hat, dann war es das Krematorium. Faktum ist: Als ich zu drehen begann, war meine Mutter tot. Man kann ihr deshalb weder etwas zu Gute, noch etwas zu Leide tun. Das Problem ist, dass im Westen der Tod ziemlich unsichtbar geworden ist. Und vielen Leuten die Einsicht dafür fehlt, was für ein radikaler ontologischer Schnitt der Tod bedeutet.

*Bitte was?*

Ontologie ist die Lehre vom Wesen des Seins. Wenn jemand tot ist, dann gibt es ihn nicht mehr, und er kann auch nicht mehr Ausgangspunkt irgendwelcher Befindlichkeiten sein. Das war übrigens ein Punkt, den ich mit meiner Mutter immer geteilt habe. Die Überzeugung, dass nach dem Tode nichts mehr kommt. Und eine gewisse Verachtung für Religionen.

*Sie haben in dem Moment zu drehen begonnen, als Sie die Wohnung Ihrer toten Mutter betreten haben. Ein etwas befremdlicher Reflex.*

Die Wohnung war wirklich ein grosser Schock. Der Leichengeruch war grauenhaft. Mir hat das Umschalten auf eine journalistische Herangehensweise geholfen. Wahrscheinlich ist das auch ein Verdrängungsmechanismus. Und dann habe ich diesen professionellen Reflex: Wenn ich etwas Aussergewöhnliches sehe, zücke ich den Fotoapparat oder die Kamera. Als ich vor zwei Jahren in Argentinien einen schweren Autounfall hatte, bin ich aus dem Wrack geklettert und blutete wie ein Schwein. Nach ein paar Minuten habe ich meine Kamera eingeschaltet. Selbst als der Dorfarzt am Loch in meinem Ellbogen herumoperierte, habe ich das mit dem anderen Arm gedreht. Ich mache das automatisch.

*Dass ihre Mutter ein Messie war, haben Sie das wirklich erst gemerkt, nachdem sie tot war?*

Es gab schon früher Tendenzen, Material anzusammeln. Und sie hatte auch schon früher übers ganze Stadtgebiet verteilt Keller angemietet, in denen sie Material hortete. Aber damals hatte sie eine funktionierende Wohnung, in der sie Leute empfangen konnte. Ich habe sie wahrgenommen als jemand, der zu viele Sachen besitzt und das Leben nicht richtig im Griff hat. Aber dass es so extrem wäre, wusste ich nicht. Mein Bruder, der mehr Kontakt zu ihr hatte, wusste das auch nicht. Er hat mir erzählt, dass sie Tausend Tricks auf Lager hatte, ihn nicht in die Wohnung zu lassen. Das ist typisches Messie-Verhalten. Und sie hatte die Schlösser auswechseln lassen, damit die Verwaltung keine Chance hatte, je in die Wohnung zu kommen.

*Ihre Mutter hat nicht einmal Sie und Ihren Bruder in die Wohnung gelassen. Jetzt zeigen Sie die Wohnung her? Ist der Film das wert?*

Das Thema Messie ist relativ neu. Trotzdem war ich überrascht, wie viel Reaktionen es von Leuten gab, die auch jemanden kennen, der Messie ist. Und es war für mich eine erstaunlich entlastende Erfahrung, als ich mit einer jungen Frau sprach, deren Mutter ein harter Fall von Messie ist. Wir haben uns beide ständig versichert: Genau! Genau so ist es! Deshalb glaube ich, dass das Thematisieren des Problems wichtig und richtig ist. Und dann gilt für mich dieses aufklärerische Prinzip, dass man Sachverhalte benennt und ausleuchtet. Als Journalist und historisch interessierter Mensch habe ich mich immer wieder furchtbar geärgert, wenn Nachkommen zum Beispiel Familienarchive verschliessen oder mit juristischen Hebeln die Forschung behindern, weil die Vorfahren irgendwelche dunklen Flecken auf der Weste hatten. Ich fand immer, spätestens wenn die Leute tot sind, dann soll man darüber ehrlich und tatsächengerecht berichten können.

*In „Dokumentarfilm – Eine Anleitung“ machen sie sich lustig über Leute, die den Tod der eigenen Eltern verfilmen. Das haben Sie jetzt ebenfalls gemacht.*

Das ist eine ziemliche Ironie des Schicksals. Als ich 1995 „Dokumentarfilm - eine Anleitung“ machte, lebten meine Eltern noch. Im Film erkläre ich mit Grabesstimme, mein Vater sei gestorben und bebilderte ihn mit dem Konterfei von Karl Kraus. Kraus hat eine Tradition der Kritik und Satire begründet, der ich viel verdanke. Aus ihr speist sich auch die Polemik gegen Filme, die sich dadurch rechtfertigen, dass ihr Thema ein hehres ist, oder die davon leben, dass der Regisseur ganz furchtbar viel spürt. Ich hoffe, dass mein Film einem kritischen und unbestechlichen Blick etwas besser stand hält.